

Walter Rominger:

Im Dienst des Herrn im Einsatz für die Schwachen. „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“

A. „Vater Bodelschwingh“ (1831-1910)

I. Hinführung: Der diakonische Gedanke ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet

Als Friedrich von Bodelschwingh 1831 zur Welt kommt, da ist der diakonische Gedanke bereits stark verbreitet. So wächst er, aus angesehenem und frommem Hause kommend, geradezu mit diesem auf, obwohl damit freilich nicht der Weg, den er dann gehen wird, ihm bereits vorgezeichnet ist. Väter der Diakonie, Theodor Fliedner (1800-1864), Johann Hinrich Wichern (1808-1881), Wilhelm Löhe (1808-1872), Gustav Werner (1809-1887), aber auch Johann Christoph Blumhardt (1805-1880), alle zwischen 1800 und 1809 geboren, sind eine Generation älter als Friedrich von Bodelschwingh. Adolf Stoecker, 1835 geboren (+ 1909), der spätere Berliner Hof- und Domprediger, seit 1877 Leiter der Berliner Stadtmission und deutschnationaler Politiker, mit dem sich Friedrich von Bodelschwingh verbunden weiß, wiewohl er auch den Unterschied zu diesem nicht verkennt, ist sein Altersgenosse. In Friedrich von Bodelschwinghs Geburtsjahr gründet die Hamburger Patriziertochter Amalie Sieveking (1794-1859) den „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“. Davor sind auch bereits Einrichtungen für Diakonie und Innere Mission entstanden. So hat Johann Falk (1768-1826) in Weimar 1813 die „Gesellschaft der Freunde in der Not“ für Waisenkinder gegründet; Christian Heinrich Zeller (1779-1860) 1820 in Beuggen in Südbaden eine Armenkinderanstalt und eine Armenschulelehreranstalt; 1826 Theodor Fliedner die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft; Johann Hinrich Wichern 1833 das Rauhe Haus in Hamburg. Johann Hinrich Wichern prägt 1836 den Begriff „Innere Mission“; und im selben Jahr legt Theodor Fliedner den Grundstein für die Kaiserswerther Diakonissenanstalt. In den Jahren darauf entstehen weitere Einrichtungen für Diakonissen und auch Diakone, Rettungsanstalten für Waisenkinder, aber auch Spezial-Einrichtungen, beispielsweise durch August Friedrich Oßwald eine Taubstummenschule 1837 in Wilhelmsdorf bei Ravensburg. 1848 hält Wichern auf dem Evangelischen Kirchentag in Wittenberg seine denkwürdige Rede zur Inneren Mission – „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“ – und regt einen „Centralausschuß für Innere Mission“ an, der im Folgejahr gegründet wird und der die Aktivitäten der Inneren Mission bündeln und neue anregen soll.

II. Frühe Jahre: der Gutsverwalter und seine Berufung

In diesem Jahren, in denen vor allem durch den konservativen Protestantismus, d. h. wesentlich durch Pietismus, Erweckung, aber auch in Teilen des konfessionellen Luthertums, der diakonische Gedanke hochgehalten wird, erblickt Friedrich von Bodelschwingh am 6. März 1831 im Haus Mark in Tecklenburg als sechstes Kind des aus altem westfälischem Adelsgeschlecht stammenden Ernst von Bodelschwingh das Licht der Welt und wird davon von klein auf angerührt. Sein Vater, der als Freiwilliger an den Befreiungskriegen beteiligt ist und verwundet wird, hat ein Bekehrungserlebnis. Seine Mutter, Charlotte von Deist, gehört zur Erweckungsbewegung und liest bevorzugt die Predigten des bereits in jungen Jahren heimgegangenen schwäbischen Erweckungspredigers Ludwig Hofacker (1798-1818). Vor Friedrichs Geburt wird ihr ein Wort Hofackers eindringlich, das, wie sich noch zeigen dürfte, Lebensart und geistige Freiheit des Christuszeugen und Mannes der Diakonie und Mission, Friedrich von Bodelschwingh, bezeichnen dürfte: „Sein in dieser Welt, wie Jesus in der Welt war, heißt mit anderen Worten: ein Mensch sein, in dem das Bild Christi widerstrahlt.“ Die Eltern unterstützen großzügig Einrichtungen der Inneren Mission.

1834 kommt sein Vater als Oberpräsident der Rheinprovinz nach Koblenz. In seinen Koblenzer Kinderjahren habe Friedrich von Bodelschwingh am liebsten im großen Garten mit den vielen Obstbäumen gespielt. Hat sich dieses Kindheitserlebnis bei Friedrich von Bodelschwingh so tief verinnerlicht, dass daraus sich bei ihm eine Vorstellung dafür entwickelte, wie Fabrikarbeitern geholfen sei und sie gleichzeitig vom den verderblichen Einflüssen der Sozialdemokratie geschützt seien? Auch wenn einer Psychologisierung nicht nachgegeben werden soll, so lässt sich dennoch eine Parallelität und Ähnlichkeit mit seinen einst kindlichen Empfindungen und einer brieflichen Äußerung, die Jahrzehnte später, 1885, fällt, nicht verkennen: „Gelingt es, dass in dreißig bis vierzig Jahren jeder fleißige Fabrikarbeiter vor seiner eigenen Hütte, unter seinem eigenen Apfelbaum, umgeben von seiner Familie, sein Abendbrot essen kann, dann ist die Sozialdemokratie tot, und der Thron der Hohenzollern ist auf Jahrzehnte gesichert.“

Ab 1842 ist Ernst von Bodelschwingh zunächst preußischer Finanzminister und anschließend preußischer Innenminister. In Berlin besucht Friedrich von Bodelschwingh das Joachimsthalsche Gymnasium. Er ist ausgesuchter Spielgefährte des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III. Zum Kaiserhaus hat er immer gute Beziehungen. Und gerade der alte Friedrich von Bodelschwingh nutzt diese, um Unterstützung für sein Werk zu erhalten.

Die Revolution von 1848 geht am Hause von Bodelschwingh keineswegs spurlos vorbei. Sie fegt die alten Mächte weg, und Ernst von Bodelschwingh wird entlassen. Die Familie zieht nach Westfalen zurück. Im Frühjahr 1849

erhält Friedrich von Bodelschwingh am Gymnasium in Dortmund das Zeugnis der Reife. Für kurze Zeit studiert er Naturwissenschaften in Berlin. Doch auf den Rat von Freunden seiner Eltern macht er eine landwirtschaftliche Lehre auf einem Gut im Oderbruch. Er dient 1851/52 als Freiwilliger in Berlin.

Zusammen mit Ernst von Senfft-Pilsach übernimmt er 1852 die Verwaltung des Senfftschen Gutes Gramenz in Hinterpommern und ist unter dem Einfluss erweckter Kreise. Dabei kümmert er sich nicht allein um die Verbesserung der Landwirtschaft, sondern – und das ist bezeichnend – um die der Arbeiter in der Landwirtschaft und deren Familien. Der erst 21-Jährige berät sie bei der Haushaltsführung; Bettler will er zur Arbeit bewegen; und er ist vor allem darum bemüht, dem übergroßen Schnapskonsum Einhalt zu gebieten. Er schreibt dazu: „Was mich beschäftigt hat, war das Schicksal der Tagelöhner.“ Er „habe geahnt, dass mit bloß menschlichen Künsten der Gutmütigkeit gegen menschliches Elend [...] nichts auszurichten ist“. 1853/54 kommt Friedrich von Bodelschwingh bei Studienreisen auf westfälische Güter, in den Oderbruch und durch Mecklenburg. In dieser Zeit verteilt er auch Traktate der Basler Mission an die Kinder seiner Arbeiter.

Stark wirkt sich der schnelle Tod seines Vaters auf Friedrich von Bodelschwingh aus. Seinem eigenen Bericht zufolge, niedergeschrieben in den 1880er-Jahren, wendet er sich ab Mai 1854 vom Treiben seiner adligen Freunde ab. Dafür liest er jetzt im Neuen Testament und auch Traktate. Beim Lesen eines Traktats der Basler Mission wird er ergriffen. Es handelt von Tschin, einem armen Chinesenjungen, der zum Christentum bekehrt, in England erzogen wird und als Missionar unter seinen Landsleuten wirken möchte. Doch bevor Tschin auch nur damit beginnt, stirbt er. Dieses Traktat und eine Missionspredigt 1854 lassen Friedrich von Bodelschwingh zum Entschluss kommen, Theologie zu studieren und selbst Missionar zu werden: Da „wurde mir so vollständig gewiss, dass Gott mir diesen Beruf geschenkt habe, dass auch kein leiser Zweifel von der Stunde an über mich kam“.

III. Auslandspfarrer in Paris

Der Entschluss ist unumstößlich. So verlässt Friedrich von Bodelschwingh im Oktober 1854 das Gut Gramenz, reist über Berlin nach Westfalen zu seiner Mutter und holt sich deren Einverständnis zu seinem Vorhaben. Weiter geht seine Reise nach Basel. Gilt dort sein Interesse auch dem Missionshaus, so schreibt er sich doch an der Universität als Student der Theologie ein. An der theologischen Fakultät der Universität hat vor allem Carl August Auberlen (1824-1864) Einfluss auf ihn und vermittelt ihm den schwäbischen Biblizismus und die Reich-Gottes-Theologie. Gilt zu damaliger Zeit auch der Historiker Jakob Burckhardt (1818-1897) als der bedeutendste Lehrer der Basler Universität, so besucht Friedrich von Bodelschwingh keine Veranstaltung von ihm, wohl aber nimmt er am Missionshaus an Bibel- und Missionsstunden teil und

erhält von der Basler Universität wichtige Eindrücke. Im südbadischen Beuggen trifft er auf den alten Christian Heinrich Zeller (1779-1860) und im nahen St. Chrischona den ebenfalls alten Christian Friedrich Spittler (1782-1867) in der Pilgermission. 1856 ist Friedrich von Bodelschwingh für ein Semester in Erlangen. Vor dort aus besucht er Wilhelm Löhe (1808-1872) im fränkischen Neuendettelsau. Zusammen mit dem Basler Missionsinspektor Joseph Josenhans (1812-1884) geht er zu Christian Gottlob Barth (1799-1862), der in Calw im Nordschwarzwald mit Erfolg einen pietistischen Verlagsverein betreibt, und zu Johann Christoph Blumhardt (1805-1880) in Bad Boll. Löhe und Blumhardt werden die eigentlichen Lehrer Bodelschwinghs in praktischer Theologie. In Erlangen schenkt Friedrich von Bodelschwingh den Kontroversen um die lutherische Neoorthodoxie keine Beachtung. In Bremen und Bremerhaven lernt er die Auswanderermission kennen. In Bielefeld trifft er erstmals auf die frommen Kreise des Minden-Ravensberger Landes. Sein Studium schließt Friedrich von Bodelschwingh in Berlin ab. Hier hört er Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802-1869), den Herausgeber der konservativen Evangelischen Kirchenzeitung, und Karl Immanuel Nitsch (1787-1868). Zum Ostertermin 1858 legt er in Münster das erste theologische Examen ab. In Berlin hat er überdies eine solide Ausbildung zum Krankenpfleger erhalten, was für ihn zumindest in späteren Jahren von Vorteil ist.

Bereits gegen Ende seines Studiums stellen sich bei Friedrich von Bodelschwingh Glaubenszweifel und Anfechtungen ein. Der Aufgabe als Missionar sieht er sich nicht länger gewachsen. Deshalb geht er auch nicht zur Basler Mission, die dazu bereit ist, ihn noch 1858 als Missionar nach Ostindien zu senden. Doch er folgt einem Ruf von Pastor Louis Meyer von der evangelischen Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses in Paris. Dieser ruft ihn als Hilfsprediger zur Betreuung der dortigen deutschen Auswanderer, die als Lumpensammler und Straßenkehrer ein karges Leben fristen.

Da geschieht nun etwas wirklich Wunderbares. Indem Friedrich von Bodelschwingh in Paris Kindern die biblischen Geschichten erzählt, geht ihm ganz neu Gottes Wort auf. Über den Unterricht an Kindern kommt Friedrich von Bodelschwingh zu einer gebündelten sozialen, pädagogischen, seelsorgerlichen, pastoralen Fürsorge. In seinen Pariser Jahren von 1858 bis 1864 zeigt sich bereits Bodelschwinghs organisatorisches Talent und das, womit er zudem in späteren Jahren geradezu Meister wird, was Theodor Heuss mit „Seelen in Bewegung zu setzen und Hände gebefreudig zu machen“ bezeichnet. Er gründet eine Schule, auch eine Kirche, die „Hügelkirche“; bei deren Grundsteinlegung organisiert er ein Gemeindefest. Für die Armen, die es in Paris so überaus zahlreich gibt, nimmt er sich Zeit, wenn sie zu ihm kommen. Viel Zeit nimmt er sich für die Krankenseelsorge. Beim zehnten deutschen evangelischen Kirchentag, der 1858 in Hamburg durchgeführt wird – Bodelschwingh hat seinen Dienst in Paris kaum begonnen –, berichtet er von der Not der deut-

schen Straßenkehrer und Lumpensammler, die zumeist aus Hessen kommen. Seit September 1863 veröffentlicht er das Monatsblatt „Das Schiffllein Christi in Paris“; wer ihn unterstützt, erhält es. Bei seiner Ordination predigt er über den Bibelvers: „Weil uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (1. Korinther 4,1). Jahrzehnte später wird dies als Inschrift auf seinem Grabstein stehen. Dieser Bibelvers kennzeichnet die Einstellung seines ganzen Lebens.

Im Jahr 1861 heiratet Friedrich von Bodelschwingh seine Kusine Ida von Bodelschwingh, die Tochter seines Onkels Karl, der zu der Zeit preußischer Finanzminister ist. Ihr bekommt Paris gesundheitlich jedoch nicht. So entscheidet sich Friedrich von Bodelschwingh, der bereits 1862 und noch mehr 1863 umworben ist – Spittler will ihn für die Pilgermission St. Chrischona – dazu, Paris zu verlassen. Die westfälische Gemeinde Dellwig an der Ruhr bei Unna wählt ihn zu ihrem zweiten Pfarrer. Im Frühjahr 1864 verlässt er Paris im Alter von 33 Jahren, um, wie er sich ausdrückt, weiter tatkräftig am Bau des Reiches Gottes mitzuhelfen, wiewohl es Gott ist, der sein Reich baut, wozu er sich allerdings auch der Menschen bedient, was Bodelschwingh bewusst ist. Paris hat er in keiner guten Erinnerung. Vom französischen Rationalismus, Kapitalismus und Liberalismus weiß er sich abgestoßen. Denn sie verursachen, so Bodelschwinghs Überzeugung, das Elend, wie er dies in der französischen Großstadt erlebt hat.

IV. Die Dellwiger Jahre

Von 1864 bis 1872 ist Friedrich von Bodelschwingh Landpfarrer in Dellwig an der Ruhr bei Unna in der Grafschaft Mark. Er tut mehr, als die üblichen Aufgaben eines Landpfarrers erfordern. Er schlägt neue Wege ein. Das Schützenfest ersetzt er durch ein Missionsfest, bei dem Posaunen und Trompeten den Gesang begleiten, der Kinderchor aus der Soester Blindenschule auftritt und statt alkoholischer Getränke Kaffee, Kuchen und Obst serviert werden. In dem von ihm seit dem 1. Januar 1865 herausgegebenen „Westfälischen Hausfreund“ wirbt er für dieses neue Volksfest. Weil bei Familienfesten reichlich dem Alkohol zugesprochen wird, schwebt ihm eine neue christliche Form des Familienfestes vor. Damit soll der Alkoholkonsum zurückgehen und die Moral gehoben werden. Friedrich von Bodelschwingh setzt hier an, weil er das Arbeiterelend mit durch fehlende Moral und vom Teufel Alkohol verursacht sieht und von der Verführung durch die Liberalen und Sozialisten, die er immer wieder verurteilt. In den Kriegen von 1866 und 1870/71 wirkt er als Feldgeistlicher. Sie sind für ihn ein Mahnzeichen Gottes: „Ein blutiger Krieg, in dem Tausende eines bösen, schnellen Todes sterben und Hunderttausende armer Leute das Brot verlieren, ist sehr schrecklich“, schreibt Friedrich von Bodelschwingh 1866, „und Gott bewahre uns davor, aber ein falscher Frieden, in welchem Millionen im Sumpf des Materialismus, der gottlosen Üppig-

keit, des sicheren Mammonsdienstes allmählich versinken, ist vielleicht noch schrecklicher in unseres Gottes Augen“. Der Sieg über Frankreich ist, wie Bodelschwingh 1871 im „Westfälischen Hausfreund“ schreibt, eine Mahnung an die Deutschen: „Wenn doch im ganzen Land – anstatt jener Friedensfeste unseligen Andenkens, die im Jahre [18]66 den größten Teil des Segens, den die Kriegsnot gebracht, in der Flut der Sauf- und Trinkgelage wieder wegschwemmen, nüchterne, keusche, fröhliche, fromme Friedensfeste gefeiert würden, wie sie unsere Väter nach den Freiheitskriegen gefeiert.“ Friedrich von Bodelschwingh hofft, neben der nationalen Einigung soll es zur ernsthaften christlichen Erweckung verbunden mit sozialer Erneuerung kommen. Dazu kommt es zumindest in dem von Bodelschwingh erhofften Maße nicht. In Dellwig führt er ein Dank- und Friedensfest durch. Für andere Gemeinden soll dieses als Vorbild dienen. An der Einrichtung des Sedantages ist er wesentlich beteiligt; dieser von den Kriegsvereinen gefeierte Tag hat jedoch, wie Bodelschwingh mit Enttäuschung feststellen muss, nichts mehr mit seiner Vorstellung von Dank, Buße und Erneuerung zu tun. Später, 1895, bemüht sich Friedrich von Bodelschwingh als Alternative dazu, durch die Gründung „Christlicher Kriegervereine“ den Sedantag in dem von ihm gewünschten Sinn zu reformieren, wobei ihm damit kein Erfolg beschieden ist; lediglich lokal tritt eine Besserung ein.

Für Friedrich von Bodelschwinghs weiteren Weg werden in seiner Dellwiger Pastorenzeit zwei Ereignisse wesentlich, die ihn auf die seiner harrenden Lebensaufgabe vorbereiten, wiewohl dafür ja auch seine Jahre in Paris in nicht zu unterschätzendem Maße beigetragen haben. Zum einen bekommt er Beziehungen zu der 1867 in Bielefeld gegründeten Heil- und Pflgeanstalt für Epileptische und zu dem 1869 gegründeten Westfälischen Diakonissenmutterhaus. Aus diesen kleinen Anfängen wird Friedrich von Bodelschwingh ab 1872 in knapp vier Jahrzehnten eine wahre Stadt der Barmherzigkeit aufbauen. Zum andern, und etwas gänzlich anderes, aber für Friedrich von Bodelschwingh und dessen Ehefrau Ida wohl prägend wie kein anderes Erlebnis, ereignet sich zu Beginn des Jahres 1869. Innerhalb von nur 14 Tagen sterben die vier noch kleinen Kinder der Eheleute an Keuchhusten und Lungenentzündung. Wie hart sie dies getroffen hat, aber wie sie auch Menschen der Hoffnung sind, das hat Friedrich von Bodelschwingh in dem vielmals aufgelegten, so lesenswerten zeugnishaften Bericht „Vom Leben und Sterben vier seliger Kinder“ aufgezeigt. Dass sie noch einmal vier Kinder von Gott geschenkt bekommen, das wissen sie ja noch nicht. Gustav von Bodelschwingh, einer der Söhne und wichtiger Biograf seines Vaters, berichtet in „Friedrich von Bodelschwingh. Ein Lebensbericht“ (1922, 12. Aufl. 1949), wie seine Mutter ob diesem Verlust noch über Jahre hin beim Schreiben zitterte und die Haare verlor, wie aber seine Eltern nie Gott angeklagt haben, sondern an den Grübern der vier seligen Kinder gestanden haben und darüber nachdachten, was

Gott ihnen damit sagen wolle. Friedrich von Bodelschwingh weiß um Gottes Gericht, aber noch mehr um seine Gnade: „Psalm 126 machte die mitternächtliche Tränenstunde zu einer Gnadenstunde, in welcher wir schon etwas von der Freudenstunde vorausahnen durften.“ Dieses große Leid bringt ganz entscheidende Zurstückung für Bodelschwinghs besonderen Dienst. „Damals, als unsere vier Kinder starben, merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere“, bekennt Friedrich von Bodelschwingh im Rückblick. Solche Barmherzigkeit braucht er über alle Maßen.

V. Die Jahre in Bethel

Fast vier Jahrzehnte werden es, die Friedrich von Bodelschwingh in großem Gottvertrauen und unermüdlichem Einsatz für die, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, in und von Bethel aus tätig sein wird. Dabei geht es ihm, der aus der westfälischen Erweckung kommt, immer um das Heil der ihm Anvertrauten. Doch, wer um das Heil besorgt ist, dem ist das Wohl nicht gleichgültig, da fällt so manches dafür ab. Ein soziales Evangelium vertritt Friedrich von Bodelschwingh freilich nie. Es geht ihm immer um die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Er ist um der Seelen Seligkeit besorgt (1. Petrus 1,9). Es geht um ein seliges Sterben. Sein bislang beschriebener Pfarrdienst legt dies bereits nahe.

Eine Berufung an das Zentraldiakonissenhaus Bethanien in Berlin lehnt er ab, nimmt hingegen 1872 eine Berufung zur Leitung der noch jungen, nämlich 1867 gegründeten „Rheinisch-Westfälischen Anstalt für Epileptische“ in Bielefeld an, mit der er ja seit deren Bestehen bereits in Verbindung steht. Leicht fällt ihm und seiner Frau Ida der Weggang von Dellwig nicht, vor allem deshalb, weil sie damit ja auch die Gräber ihrer vier heimgegangenen Kinder verlassen müssen.

Nicht vorauszusehen ist die „Lebensleistung“ Friedrich von Bodelschwinghs, dass er in knapp vier Jahrzehnten im Vorort von Bielefeld, in „Bethel“, wie er die Siedlung seit Erbauung des ersten Anstaltshauses 1873 nennt, in einem Seitental des Teutoburger Waldes gelegen, eine „Stadt der Barmherzigkeit“, eine „Stadt des Erbarmens“ aufbauen wird, die alles bislang Bekannte weit übertreffen wird und auch Vorbild für die Einrichtung von Werken der Inneren Mission in anderen Ländern werden soll, was zumeist zu wenig beachtet wird.

Anfänglich ist Friedrich von Bodelschwingh damit befasst, bereits begonnene Arbeit fortzuführen. Er ist nicht nur der Erneuerer, sondern immer auch der Bewahrer, der aber durchaus – neue – Akzente zu setzen weiß. Schritt für Schritt baut er eine Heimstatt für von der Gesellschaft gemiedene Epileptiker auf. Aber er vermeidet es, einfach eine Anstalt aufzubauen. Er hat vielmehr die Vorstellung einer Großfamilie. So werden die Kranken in Grup-

pen eingeteilt, die in verschiedenen Häusern wohnen. Für sie ist jeweils ein Hausvater oder eine Hausmutter da, damit die Kranken immer Zuwendung erfahren. Ihnen werden, je nach Vermögen, Aufgaben zugewiesen, sei es in den Werkstätten, im Wald und Feld oder im Haus. In dieser Hinsicht ist Bodelschwingh erfinderisch, für jeden, bei dem es irgendwie geht, eine Arbeit zu finden, bei der die Kranken sich nützlich machen können. So entsteht etwa die Brockensammlung. Altkleider werden gesammelt, ebenso Briefmarken, übrigens bis heute (über 30 Tonnen Briefmarken jährlich), und Ende des 19. Jahrhunderts erfindet Bodelschwingh das Recycling, indem er Kupfer und andere Metalle sammeln lässt. Damit erhalten die Kranken und Behinderten das Gefühl, gebraucht zu sein und Verantwortung zu haben, was bei ihnen das Selbstwertgefühl steigert. Sie sollen merken, ihr Leben sei trotz aller Einschränkungen etwas wert. Für Bodelschwingh sind sie vollwertige Menschen, in aller Entstellung Ebenbilder Gottes. Freilich, Friedrich von Bodelschwingh verfolgt damit weitaus mehr als lediglich ein soziales und pädagogisches Programm. Es ist sicher eine erfolgversprechende Arbeitstherapie, aber weitaus mehr. Es geht Friedrich von Bodelschwingh darum, in jedem der Kranken Gottebenbildlichkeit zu erkennen und ihm dies zu verkünden und zu geben und zur Nachfolge Christi einzuladen. Auch der Verblödete ist für Bodelschwingh Bruder. Von daher gilt für Bodelschwingh: „Das Wort unheilbar steht im Wörterbuch eines Christen nicht mehr. Wer danken gelernt hat, ist gesund geworden, auch wenn er sein ganzes Leben in der Zelle zubringen muss.“ Der „Mut, eine Gemeinde von Männern, Frauen und Kindern, die als Kranke an den Rand der bürgerlichen Existenz gedrängt sind, nicht bei ihrer Gegenwart zu behaften, sondern sie auf ihre Zukunft in Gott anzusprechen und in diesem Vertrauen sie zu ermutigen, mit den ihnen gebliebenen Kräften als tapfere Helfer im gemeinsamen Haushalt zu schaffen, ist das Geheimnis von Bethel“ (Georg Merz). Diese Arbeitstherapie trägt indes dadurch, dass Gesunde und Kranke gemeinsame Arbeit leisten, zur Entstehung einer beachtlichen Gemeinschaft bei. So wächst Bethel, wie es seit 1874 offiziell heißt, mehr und mehr zum Zufluchts- und Rettungsort für ganz verschiedene Kranke und in Not Geratene. Bodelschwingh weiß darum, dass dafür geschulte Helfer nötig sind. So gründet er zu dem bereits seit 1869 bestehenden Diakonissenhaus Sarepta 1877 die Diakonenanstalt Nazareth. Erweckte junge Männer aus dem Minden-Ravensberger Land können sich so als Krankenpfleger ganz in den Dienst Jesu und in den Dienst am Nächsten stellen, was für Bodelschwingh, aus dem Doppelgebot der Liebe folgend, stets zusammengehört. Die Elendesten sind dazu da, um an ihnen selbstlose Liebe zu üben. Bodelschwinghs Konzept ist: Ein „Gemeinwesen“ von Kranken und deren Helfern zur „gegenseitigen Hilfestellung“, mit der „Wohltat der wiedergeschenkten Arbeit“ bzw. (Sonder-)Schulen, fachlich versierte Bemühungen und Therapie, Beheimatung in einer schützenden und zugleich offenen Umwelt und „die

freudenreiche Seite des religiösen Lebens“. Bodelschwingh liebt es, den Häusern biblische Namen zu geben – das Mutterhaus heißt Sarepta, die Diakonenanstalt Nazareth, das Haus für Gemütskranke Morija –, um damit zum Ausdruck zu bringen, wie die Gemeinde aus Kranken und Elenden in die große Heilsgeschichte des Bundesvolkes gehört. Diakonische Einrichtungen gibt es ja bereits, die rein äußerlich betrachtet ähnlich arbeiten. Auch der um eine Generation ältere Johann Hinrich Wichern hat im Rauhen Haus in Hamburg bei den verwahten Kindern und Jugendlichen mit Hauseltern gearbeitet. Doch vertritt er wesentlich mehr ein soziales Evangelium als Friedrich von Bodelschwingh. Es ist der Geist, den Bodelschwingh seinem Werk gibt, was ihn von andern unterscheidet. Er sieht seine Betheler Zionsgemeinde – nicht zufällig bildet die 1884 eingeweihte, von Bodelschwingh selbst geplante Zionskirche (Grundsteinlegung 1883) den Mittelpunkt dieser „Stadt der Barmherzigkeit“ – in der Nachfolge Jesu stehend, hineingenommen in das weltweite Volk Gottes. So ist es alles andere als zufällig, sondern geradezu folgerichtig und notwendig, dass Betheler Diakonissen an entfernten Orten wie Berlin, London, Metz, Paris, Nizza und Davos zu Diensten sind. Betheler Diakonissen und Diakone erfahren eine geistlich gute Führung und genauso eine solide Ausbildung. Eva von Tiele-Winckler (1866-1930), die Gründerin des „Friedensorts“ (1890) und einer eigenen Schwesternschaft (1892), geht bei „Vater Bodelschwingh“ in die Lehre der Krankenpflege. Diese Zeit ist für „Mutter Eva“ nicht allein eine lehrende, sondern auch eine gesegnete.

Die Betheler Gemeinde ist Teil einer weltweiten vielfältig kämpfenden „frommen Truppe“ für Gottes Reich. Deshalb kommt zur Inneren auch die Äußere Mission. Bodelschwingh selbst ist sich nie zu gut, gerade auch, wie sein Sohn und Biograf Gustav von Bodelschwingh schreibt, die Elendesten und Sterbenden zu besuchen, wenn er auf die Stationen kommt. Und obschon das Werk wächst, sich Haus an Haus reiht und aus kleinsten Anfängen zur weltbekanntesten Stadt der Barmherzigkeit emporwächst, so gibt er sich mit dem Erreichten nie zufrieden. Wie stark das Werk unter Friedrich von Bodelschwingh wächst, zeigt sich an folgenden Zahlen: 1873, ein Jahr nach dem Antritt Bodelschwinghs, hat „Bethel“, wie es nun offiziell heißt, 100 Kranke; im Jahr 1900 sind es 1625 Kranke und 143 Häuser, denen Bodelschwingh biblische Namen gibt.

Es kann geradezu der Eindruck entstehen, dass, so wie das Werk wächst, so auch die Aufgaben, die es anzupacken gilt. Im Seitental des Teutoburger Waldes gewinnt gerade in der Gemeinschaft aus Kranken und Gesunden das Reich Gottes in aller auch sichtbaren Gebrochenheit sichtbar Gestalt, vor allem in den Gottesdiensten in der Zionskirche.

Lediglich fünf Jahre nach Gründung des Diakonenhauses Nazareth „steigt“ Friedrich von Bodelschwingh 1881 in die Nichtsesshaftenhilfe auf Anregung des Frankfurter Pfarrers Gustav Schlosser ein mit der Gründung

eines „Verein[s] zur Unterstützung arbeitslustiger, arbeitsloser Männer“ und pachtet bei Bielefeld in der Senne drei Höfe mit insgesamt 500 Morgen Land. Wilhelmsdorf wird diese erste deutsche Arbeiterkolonie genannt, in die bereits im Sommer 1882 die ersten Wanderarmen einziehen. Weitere Arbeitskolonien folgen in späteren Jahren: die Moorkolonie Freistadt bei Sulingen im Jahr 1900 und Hoffnungstal-Lobetel bei Berlin. Bodelschwingh setzt sich seit den frühen 1880er-Jahren für die Verbesserung des Loses der Wanderarmen ein. Es ist die zweite große Aufgabe, die Friedrich von Bodelschwingh angeht. Sein Konzept ist: „Arbeit statt Almosen“. Wer keine Arbeit hat und als Bettler herumzieht, soll Hilfe finden, wenn er denn arbeitet und dem Teufel Alkohol absagt, da dieser stark am Elend der Wanderarmen beteiligt ist. Zu dieser neuen Aufgabe findet Friedrich von Bodelschwingh durch ein ihn beeindruckendes Erlebnis mit einem arbeitslosen Wandergesellen, das ihm schlagartig die Notwendigkeit zu helfen vor Augen führt. Er selbst hat darüber, wenn auch eventuell stilisiert, berichtet, wiewohl die Geschichte wahr ist. Ein arbeitsloser Wandergeselle hat vorübergehend in Bethel eine Beschäftigung gefunden. Er bittet Bodelschwingh darum, doch bleiben zu dürfen. Als Bodelschwingh ihm dazu erklärt, Bethel sei lediglich für Fallsüchtige, antwortet der Wandergeselle, er sei doch auch fallsüchtig. Da geht Bodelschwingh auf, neben an Körper und Seele Gefährdeten gibt es Menschen, die aufgrund der wirtschaftlichen Lage gefallen sind. Deshalb wird Bodelschwingh auch für diese tätig. Seine „Brüder von der Landstraße“ können in der Arbeiterkolonie bleiben, bis sie genügend zusammengespart haben, um außerhalb der Kolonie auf eigenen Beinen stehen zu können. Bodelschwingh hofft freilich, in der Zeit in der Kolonie gelangten sie zum rettenden Glauben an Jesus. Auch hier wird deutlich, dass es Bodelschwingh letztlich immer um das Seligwerden geht. Bodelschwingh erreicht, dass die Arbeitskolonien – bereits 1883 entstehen neue – einen Verein bilden. Im selben Jahr empfiehlt er dezentrale Hilfeleistungen gegen die Epilepsie, worauf er allerdings wenig Echo erhält.

Ergänzt werden die Arbeiterkolonien durch den 1886 gegründeten Deutschen Herbergsverein, der Bodelschwingh zum Vorsitzenden wählt. 1892 beruft der von Bodelschwingh angeregte Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen ihn zum ersten Vorsitzenden. Ziel dieser beiden Organisationen ist, die wandernden Arbeitslosen zu betreuen und sie damit vom Wirtshausbesuch abzuhalten, wo sie nicht allein durch Alkohol gefährdet werden, sondern auch von der Sozialdemokratie. Wenn man bedenkt, dass die Sozialdemokratie zu der Zeit eine antikirchliche und antichristliche atheistische Partei ist, so kann man die Sorge Bodelschwinghs gut nachvollziehen und ist diese mehr als ein unbegründeter antisozialdemokratischer Affekt.

Wie sehr Wohl und vor allem Heil der „Brüder von der Landstraße“ Bodelschwingh am Herzen liegen, das zeigt sich daran, dass er 1905 im Alter

von über 70 die Arbeiterkolonie Hoffnungstal-Lobetal¹ vor den Toren Berlins gründet. Seit 1903 ist er Abgeordneter im preußischen Landtag. Und das vor allem deshalb, um Einfluss auf die Gesetzgebung zugunsten der Wanderarmen nehmen zu können. Am 8. Mai 1907 – Bodelschwingh ist da bereits über 75 Jahre alt – bittet er seine Mitabgeordneten darum, seine erst kurz zuvor gegründete Arbeiterkolonie Hoffnungstal-Lobetal zu besichtigen. Sie sollen sich von dem großen Nutzen in sozialer und ethischer Hinsicht überzeugen. Und dann für das von Bodelschwingh eingebrachte Wanderarbeitsstättengesetz stimmen. Wie sich zeigen wird, stimmen die Abgeordneten mit großer Mehrheit dafür, wenn auch nur für eine Kompromisslösung. In seiner Rede stellt Bodelschwingh die Zusammengehörigkeit von Barmherzigkeit und Zucht heraus: „Wir dürfen keine Barmherzigkeit üben ohne Zucht.“ „In den Berliner Asylen sind starke Bengels, die wollen nichts arbeiten, wollen nur gut essen und betteln. Diese Zucht üben wir kräftig in Hoffnungstal.“ Er erwähnt die „große soziale Bedeutung“ davon: „Namentlich der Schnaps bekommt einen tödlichen Stoß. Es gibt keine Leute mehr, die gezwungen werden, in der Winterzeit auf der Landstraße herumzuliegen: Krüppel, Lahme und Alte, denen niemand Arbeit gibt und die dort unbarmherzig mit Schnaps zu Tode gepflegt werden.“ Für den Besuch der Abgeordneten in Hoffnungstal und vor allem für die Zustimmung zu seinem Gesetzentwurf wirbt er mit dem Hinweis darauf, sie träfen in Hoffnungstal „eine ganze Anzahl glücklicher Menschen“ an, die er, allein aufgrund deren Wunsches: „Ja, ich weiß, ich bin besoffen, aber ich will los vom Schnaps!“ aus dem Obdachlosenasyll in Berlin herausgeholt habe.

Wie viele Abgeordnete am Folgetag, dem 9. Mai 1907, Hoffnungstal besuchen, ist nicht bekannt. Doch am 29. Juni 1907 wird mit großer Mehrheit das Preußische Wanderarbeitsstättengesetz verabschiedet. Darin wird die Einrichtung von Arbeitsstätten für die Wanderarmen in den preußischen Provinzen geregelt.

Ist dies auch nicht wenig, Bodelschwingh genügt dieses nicht. Denn er strebt eine reichsgesetzliche Regelung für die Wanderarmen an. Um eine breite Zustimmung dafür zu erhalten, sucht er gar das Gespräch mit dem Sozialdemokraten August Bebel (1840-1913), wiewohl er diesen gegenüber doch keineswegs wohlgesonnen ist, was ihm auch Kritik einbringt. Ob der alternde Bodelschwingh damit einen Kurs einschlägt, der auf einen Wohlfahrtsstaat hinausliefere, da ihm klar geworden sei, dass er mit noch so vielen privaten Spenden und noch so energischen privaten Initiativen das große Elend, das ihm alle Tage begegnet, nicht beseitigen könne, wie dies der Historiker Hartmut

¹ Lobetal hat 1990 Aufmerksamkeit erlangt, als Pfarrer Uwe Holmer Erich und Margot Honecker für einige Zeit in sein Pfarrhaus aufnahm, da sie ansonsten niemand haben wollte. Das war ein Zeichen von Nächsten-, ja Feindesliebe, da die Honeckers der Familie Holmer viel geschadet haben. So durfte keines der zahlreichen Kinder der Eheleute Holmer trotz guter Zeugnissen studieren. Vgl. dazu etwa factum 9/2019, S. 12-17.

Lehmann annimmt, ist hingegen infrage zu stellen. Vielmehr ist anzunehmen, dass Friedrich von Bodelschwingh als bibelbewandeter Theologe und Mann der Diakonie nur allzu gut weiß, dass das Elend mit zum Wesen dieser Welt gehört und ihm nur punktuell begegnet werden kann, es sich aber keineswegs gänzlich beseitigen lässt. Bodelschwingh geht es, daran sei erinnert, immer zuerst um das Heil, wobei für das Wohl dann noch durchaus genug abfällt. Wer um das Heil besorgt ist, dem ist das Wohl nicht vollkommen gleichgültig. Ein Zugehen auf die Sozialdemokratie ist beim alten Bodelschwingh keinesfalls da. Er will vielmehr den Sozialdemokraten zeigen, wie mit karitativer Arbeit mehr für Notleidende zu erreichen ist als durch sozialdemokratische Ideen. Das ist gegen die Sozialdemokratie gerichtet, die Bodelschwingh wesentlich für den Unglauben verantwortlich macht. Ihr will er somit weiter das Wasser abgraben. Auch wenn Friedrich von Bodelschwingh sich durchaus der politischen Dimension seines diakonischen Handelns bewusst ist und seine guten Beziehungen zu den Hohenzollern nutzt, um dieses zu unterstützen und den Effekt zu verstärken und die Hohenzollern auch für eine aktive christlich-soziale Politik zu gewinnen, so lehnt er dennoch die in Kreisen des preußischen Konservatismus in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. durch Friedrich Julius Stahl (1802-1861) vertretene Idee eines „christlichen Staates“ ab. Das Ideal eines christlichen Staates verfolgt er nicht. Demzufolge kann sich Bodelschwingh auch nicht mit Adolf Stöckers (1835-1909) Idee einer christlichen Partei anfreunden. Bodelschwingh weiß nämlich um die eschatologische Grenze aller Wohlfahrtsbemühungen. Ihm ist bewusst, Menschen bauen nie das Reich Gottes, sondern sind nur Wegbereiter für den wiederkommenden Herrn. Deshalb ist auch der Ansicht zu widersprechen, die etwa Theodor Heuss vertritt, dass mit Bodelschwinghs Einsatz im preußischen Parlament, in welches er sich 1903 im Alter von 72 Jahren wählen lässt, für die „Wanderarbeitslosen“, was dann im „Wanderarbeitsstättengesetz“ eine Kompromisslösung findet, deutlich werde, welche Absicht ihn längst davor antreibt: Er „wurde zum Sozialreformer“ (Theodor Heuss), wenn auch in Antithese zur Sozialdemokratie. Doch so versteht Bodelschwingh seinen Auftrag nicht. Er ist und bleibt immer der um das Heil besorgte Mann der Diakonie, der nicht mehr sein will als Wegbereiter für den kommenden Herrn. Gehorsam seinem Herrn, wirkt er an denen auf der Schattenseite des Lebens: zu deren Heil und, ohne dass sich dies davon trennen ließe, zu deren Wohl.

Neben der nachgehenden Fürsorge, die im Engagement für verwahrloste Landstreicher, seinen „Brüdern von der Landstraße“, ihren Niederschlag findet, tritt bei Bodelschwingh auch die vorbeugende Hilfe. Die Gefallenen, die er dann wieder aufrichten muss, sollen erst gar nicht unter die Räder kommen. Sie sollen auch nicht den von Bodelschwingh so abgrundtief abgelehnten gottlosen Ideen der Sozialdemokratie zufallen. Bereits 1885, nur wenige Jahre nach Gründung der ersten Arbeiterkolonien, will Friedrich von Bodelschwingh ein

weiteres sozial-diakonisches Werk verwirklichen. Ihm schwebt der Bau von guten und zugleich preiswerten Wohnungen für Arbeiter vor. Bodelschwingh möchte so Wohnungsnot und Wohnungselend vornehmlich in den Industriestädten begegnen. Deshalb gründet er eine „Arbeiterbaugenossenschaft“ in der Überzeugung: „Die Gewährung des eigenen Herdes auf eigener Scholle ist das wirksamste Mittel, unserem Arbeiterstand aufzuhelfen.“ Mit diesem vorweggenommenen „sozialen Wohnungsbau“ verfolgt Bodelschwingh auch das Ziel, dem atheistischen Sozialismus und der Sozialdemokratie entgegenzuwirken und so zudem den Thron der Hohenzollern zu sichern. Denn wenn der Arbeiter mit seiner Familie das eigene Haus mit Garten habe, dann sei er nicht mehr so empfänglich für die gottlosen Lehren des Sozialismus, sodass dieser sich zu Tode laufe und auch nicht mehr die Monarchie gefährde. Man mag hier die Stimme des frommen Aristokraten vernehmen.

Zwar ist es Bodelschwingh gelungen, zu Beginn der 1880er-Jahre für seine Kolonie Wilhelmsdorf seinen einstigen Berliner Spielkameraden und späteren Kaiser Friedrich III. als Protektor zu gewinnen, aber für den Bau der Arbeiterwohnungen haben die Hohenzollern zunächst wenigstens kein Interesse. Weshalb der liberale Kronprinz nicht auf Bodelschwinghs Anliegen eingeht, darüber mag spekuliert werden. Eventuell aus rein politischem Kalkül. Er will demnach verhindern, dass die Christlich-Sozialen um Adolf Stoecker, die innerhalb kurzer Zeit beträchtlichen Einfluss gewonnen haben, diesen noch verstärken können, da Bodelschwingh und Stoecker in Beziehung zueinander stehen. Daraufhin wendet sich Bodelschwingh 1885 an Otto von Bismarck (1815-1898), wiewohl er auch diesen nicht überzeugt mit der Vorstellung, wenn der Arbeiter zu einem eigenen Haus kommen könne, änderten sich auch die sozialen Verhältnisse, da er dann zu sparen beginne und für die Zukunft plane. Aus dem sittlich verkommenen und politisch unzuverlässigen Fabrikarbeiter werde rasch „ein fleißiger, auch steuerzahlender Staatsbürger“, dem „alle Umsturzedanken fernliegen“. Bismarck ist anderer Ansicht. Wenn Arbeiter in der Nähe der Fabrik Grund und Boden haben, so Bismarck, beherrschen sie bald den lokalen Arbeitsmarkt. Von der Politik erhält Bodelschwingh also keine Unterstützung, wiewohl er – der Theologe – mit diesem Vorhaben als der Weiterblickende als die damaligen Politiker erscheinen mag. Dennoch unternimmt Bodelschwingh immer wieder den Versuch, den Wohnungsbau für (Fabrik)Arbeiter voranzubringen. Auf der Jahrestagung des Vereins für Sozialpolitik spricht er 1886 über: „Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten“ und auf dem 25. Kongress für Innere Mission 1888 geht er der Frage nach: „Was kann die freie christliche Liebestätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselendes in den großen Städten thun?“, und 1890 auf dem Ersten Evangelisch-sozialen Kongress macht er sich für „Mehr Luft, mehr Licht und eine ausreichend große eigene Scholle für den Arbeiterstand“ stark. 1894 übernimmt Kaiserin Auguste Viktoria die Schirmherrschaft über den

Deutschen Verein Arbeiterheim. Doch da hat Friedrich von Bodelschwingh bereits mehr als 40 Häuser für Arbeiter bei Bielefeld errichtet. Mag auch im Rückblick das Engagement Bodelschwinghs für den heutzutage so genannten „sozialen Wohnungsbau“ zu Recht als weitblickend erscheinen, so ist gerade der Bau von Arbeiterwohnungen der Teil seines Werkes, bei dem er am wenigsten Unterstützung findet und eben dadurch am wenigsten erreicht. Indes wird Jahre später sein Sohn Gustav von Bodelschwingh (1872-1944) als westfälischer Landpfarrer die wegweisende Idee seines Vaters aufgreifen: für jede Familie ein eigenes Haus, errichtet weitgehend in Eigenarbeit, wenn freilich auch nur in dem kleinen Rahmen, den er als einfacher Gemeindepfarrer hat.

Friedrich von Bodelschwingh, der politisch Konservative, hat die Erkenntnis, dass ohne umfassende staatliche Maßnahmen Hilfe unzureichend bleibt. Deshalb spricht er sich für „barmherzige Gesetze“ aus. Bereits seine Vorschläge zur Gestaltung von Volksfesten (Sedanstag) zeigt dies an. Nicht weniger ist dies sein Einsatz für ganze Gruppen. Das wird deutlich in seinem Heft „Hausfreund“, das er jahrelang betreut, in seinen Eingaben an einflussreiche Personen, in seiner Freundschaft zu Adolf Stoecker, von dem er sich dann aber auch wieder deutlich unterscheidet und abgrenzt, sowie einer beträchtlichen Anzahl von Reden. Doch Friedrich von Bodelschwingh bleibt immer eigenständig, übernimmt nicht einfach gängige (konservative) Positionen, sodass dem politisch konservativen Aristokraten gar, wenn auch zu Unrecht, vorgeworfen wird, „die Redensarten der Sozialdemokraten täuschend ähnlich nachzuzahlen“.

Den Grundsatz der Barmherzigkeit auf Bodelschwinghs Gesamtwerk angewandt, heißt, es ist eine Pädagogik mehr des Evangeliums als des Gesetzes, wiewohl dieses freilich nicht ausfällt, werden doch auch Leistungen abgefordert, sodass der pädagogische Gebrauch des Gesetzes durchaus vorhanden ist. Es ist die unbändige Hoffnung Bodelschwinghs für jedermann, die seine Pädagogik prägt. Zwang allein bessert den Menschen noch nicht, sondern kann ihn gar verhärten, weshalb Bodelschwingh geradezu überspitzt sagen kann: „Zwang richtet Zorn an, aber Freiwilligkeit macht fröhliche Leute.“

Das ist schon beachtlich, was Bodelschwingh, freilich immer gedrängt von der Liebe Christi (2. Korinther 5,14), zur Verwirklichung bringt. Es ist indes noch nicht alles. Seine Vorhaben gehen auch über den Betheler Bereich hinaus und sind weiter gesteckt als die Aufgaben der Inneren Mission.

So tritt Friedrich von Bodelschwingh 1890 in den Vorstand der 1886 gegründeten „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ ein. Es ist wohl nicht die Kolonialeuphorie jener Zeit, die bei Bodelschwingh für diesen Schritt eine Rolle spielt, sondern vielmehr seine Überzeugung, dass so viele Menschen wie nur möglich die rettende Botschaft von Christus hören sollen. Bodelschwingh weiß, dass Innere und Äußere Mission zusammengehören. Einen Gegensatz zwischen Innerer und Äußerer Mission gibt es für

ihn von daher nicht. Weil er um die Zusammengehörigkeit weiß, integriert er diesen Missionszweig in sein Werk. Damit ist es nicht einmal verwunderlich, sondern geradezu konsequent, dass 1906 die Leitung der Ostafrikamission von Berlin nach Bethel verlegt wird. Friedrich von Bodelschwingh kann sogar äussern: „Das eigentliche Herzblatt unserer Arbeit ist die Heidenmission.“ In der Kolonie Deutsch-Ostafrika (heutiges Tansania) setzt er sich in Lutindi für den Aufbau eines kleinen Bethels ein mit Anstalten für Epileptiker und geistig Behinderte. Damit will er zum Ausdruck bringen, wie alle, die nah und fern für das Reich Gottes arbeiten, zusammengehören. Diese Zusammengehörigkeit will er stärken.

Mit der herrschenden Theologie ist Friedrich von Bodelschwingh seit langem nicht einverstanden. Als Theologe, der aus der westfälischen Erweckung herkommt, kann er einem damals herrschenden optimistischen Kulturprotestantismus nichts abgewinnen. Friedrich von Bodelschwingh sieht zu Recht, dass er, um diesem zu begegnen, bei der Theologenausbildung ansetzen muss. Deshalb gründet er 1890 ein Kandidatenkonvikt. Damit will er das Interesse junger Theologen für Fragen der Diakonie wecken und stärken. In diesem Kandidatenkonvikt soll „[...] eine praktische Ausbildung für den Dienst am Wort [...] durch Liebesdienst an Kranken und Elenden [...], vor allem aber durch gemeinsames regelmäßiges Lesen der Heiligen Schrift“ erfolgen. Im Dienst mit der „blauen Schürze“ will Friedrich von Bodelschwingh künftige Pfarrer zurüsten. Seit 1898 führt er mit Unterstützung der beiden seinerzeit bedeutenden Theologieprofessoren Hermann Cremer (1834-1903, Greifswald) und Adolf Schlatter (1852-1938, Tübingen) regelmäßige „Theologische Wochen“ in Bethel durch. Ein paar Jahre später, 1905, beginnt Friedrich von Bodelschwingh die „Theologische Schule“ zur Ausbildung von Theologen. Wie sehr für Bodelschwingh der diakonische Dienst und die theologische Ausbildung zusammengehören, zeigt sich an seiner Überzeugung, die Kranken seien die besten Professoren. Kurz gefasst: Die Ausbildung soll praxisbezogen sein. Der Einfluss dieser Ausbildungsstätte auf heranwachsende Pfarrergenerationen ist nicht zu unterschätzen. An ihr haben beispielsweise Theodor Schlatter, der Sohn von Adolf Schlatter und spätere Ludwigsburger Prälat, sowie Gottlob Schrenk (1879-1965), Sohn des bekannten Evangelisten Elias Schrenk (1831-1913), des späteren Berner Neutestamentlers, gewirkt. Doch im Laufe der Jahre ist die Theologische Schule Bethels, gegründet gegen den theologischen Liberalismus, selbst liberal geworden.

Dazu kommen noch einige kleinere Betätigungen Bodelschwinghs, die lediglich in Auswahl genannt seien. Von Bethel aus sorgt er dafür, dass seine in Paris begonnene kirchliche Arbeit weitergeführt wird. Im österreichischen Bad Gastein wandelt er eine Gaststätte in eine Pflegestätte für Veteranen der Kriege von 1854, 1866 und 1870/71 um. In den beiden letzteren Kriegen ist Bodelschwingh ja selbst Feldgeistlicher gewesen, die Einrichtung dieser Pflegestätte

betrachtet Bodelschwingh geradezu als Dankeschuld, denen geschuldet, die in den Einigungskriegen ihr Leben eingesetzt haben. Den verfolgten christlichen Armeniern hilft er 1896 spontan; drei Jahre später in Afrika den Buren. Es gibt in den Jahren 1880 bis 1910 kaum etwas im christlich-karitativen Bereich, an dem Bodelschwingh nicht beteiligt ist. Deshalb ist er in vielen Organisationen, Vereinen und Ausschüssen. Dazu kommen die zahllosen Schriften, die von Bethel aus in alle Welt hinausgehen, um für Bethel zu werben. Bodelschwingh will damit die weltweite Reich-Gottes-Arbeit vorantreiben, wohlwissend, dass Gott es ist, der sein Reich baut, wofür Christen allerdings bitten können, wie sie dies ihr Herr im Vaterunser lehrt (Matthäus 6,10).

Was die Finanzierung anlangt, so „wurde er selber der genialste Bettler, den Deutschland wohl je gesehen hat“ (Theodor Heuss). Doch Bodelschwingh geht es nie um das Geld allein. Vielmehr sollen die Geber sich mit Bethel identifizieren und für dieses Werk Fürbitte tun. Spenden heißen „Liebesgaben“. Dazu zählen auch die Unmengen gebrauchter Briefmarken, die Altkleider und die Metalle, die nicht allein Kranken und Behinderten sinnvolle Arbeit bieten, sondern womit auch Geld erwirtschaftet wird. Die Öffentlichkeitsarbeit hat den Namen „Dankort“ und dessen Mitarbeiter tragen die Bezeichnung „Sendboten“. Durch „Dankort“ und „Pfennigverein“ entsteht eine große, über ganze Teile der Welt mit Bethel verbundene Gemeinde. Schließlich ist ja Bodelschwinghs eigentliche Absicht, das missionarisch-diakonische Engagement zu wecken, was ihm durchaus gelingt, wodurch auch, was kaum beachtet wird, in europäischen und sogar außereuropäischen Ländern dem Beispiel Bethels folgend, diakonische Einrichtungen entstehen.

VI. „Vater Bodelschwingh“ – ein „(evangelischer) Heiliger“?!

Am 2. April 1910 geht, nachdem er bereits 1909 einen Schlaganfall erleidet, nach einem erneuten Schlaganfall, „Vater Bodelschwingh“ einen knappen Monat nach seinem 79. Geburtstag heim. Seine Ehefrau Ida ist ihm bereits 1894 in die Ewigkeit vorangegangen. Auf seinem Grabstein steht, was Friedrich von Bodelschwinghs Lebenseinstellung war und worüber er bei seiner Ordination 50 Jahre zuvor in Paris gepredigt hat: „Weil uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“ (1. Korinther 4,1). Als „Vater“ haben ihn die, die es mit ihm zu tun hatten, empfunden, seien sie nun Kranke gewesen oder Gesunde, die für die Pflege der Kranken da waren. Achtung und Autorität hat er in Bethel und weit darüber hinaus gehabt.

In der Literatur wird er als „ganzer Mann“, „treuer Diener seines Volkes“, „evangelischer Franziskus“, „Großer im Reich der Liebe“, „General der Bettler“, als „ein Prophet echter wahrer Christenliebe in unseren Tagen“ bezeichnet oder auch, um noch einmal Theodor Heuss zu zitieren, als „der genialste Bettler, den Deutschland je gesehen hat“ (in seinen 1951 veröffentlichten „Deutschen Gestalten“). Es verwundert nicht einmal, dass angesichts des Le-

benswerks dieses Mannes anlässlich seines Heimgangs Nachrufe auch in liberalen, sozialistischen und katholisch orientierten Zeitungen erscheinen. Solche Achtung wird ihm selbst von solchen, deren „Parteigänger“ er zu Lebzeiten nie war, entgegengebracht.

Anlässlich Bodelschwings 100. (1931), 125. (1956) und 150. Geburtstag (1981) und an dessen Todestag 1950 (40.), 1960 (50.), 1970 (60.), 1980 (70.) und 2010 (100.) erscheinen Gedenkartikel. In diesen Beiträgen werden Leistung und Verdienste des langjährigen Leiters von Bethel gewürdigt. Über Friedrich von Bodelschwingh werden wohl Anekdoten erzählt, vielleicht sogar Legenden, bestimmt aber stilisierte Berichte, die jedoch im Kern wahr sind. Elly Heuss-Knapp meint, in früheren Jahrhunderten hätte man Bodelschwingh „einen Heiligen genannt“ (in: Der Pfarrerspiegel, hg. v. Siegbert Stehmann, Berlin 1940, S. 439). Der amerikanische Historiker William O. Shanahan schreibt, „als vielleicht der einzige“ unter den Männern und Frauen der evangelisch-sozialen Bewegung, besser wohl: der Diakonie-Bewegung und Inneren Mission des 19. und 20. Jahrhunderts, habe Bodelschwingh „einen Schimmer von Heiligkeit an sich“ gehabt (in seinem 1962 erschienenen Werk: „Der deutsche Protestantismus vor der sozialen Frage. 1815-1871“, S. 439), und Gisbert Kranz bezeichnet, ähnlich wie Elly Heuss-Knapp, Bodelschwingh als „evangelischen Heiligen“ (in: Begegnung 24, 1969, Nr. 2).

Legt man die neutestamentlich abgedeckte Sicht zugrunde, wonach derjenige, der getauft ist und an Jesus glaubt, ein Heiliger ist, dann ist Friedrich von Bodelschwingh freilich ein solcher. Doch wenn Elly Heuss-Knapp und Gisbert Kranz von Bodelschwingh als von „einem Heiligen“ sprechen oder ihn als einen „evangelischen Heiligen“ bezeichnen oder wenn ihm William O. Shanahan „einen Schimmer von Heiligkeit“ zuspricht, so meinen sie ja damit mehr. Es geht dabei um einen herausgehobenen Christen, der zum Vorbild für andere werden soll, ganz im Sinne des Bekenntnisses von Augsburg, wonach „man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist; dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach seinem Beruf“ (CA XXI, Vom Dienst der Heiligen, BSLK, 8. Aufl. Göttingen 1979, S. 83b). In diesem evangelischen Sinne kann Friedrich von Bodelschwingh dann zu Recht als „Heiliger“ bezeichnet werden, freilich nicht als solcher, dessen Leistungen für unsere Seligkeit von Gott etwas auszurichten vermögen, da auch „Heilige“ nie mehr als von Gott begnadete Sünder sind, sondern lediglich als Beispiel, dem wir mit unseren Fähigkeiten und Möglichkeiten nacheifern sollen.

VII. Beurteilung und bleibende Bedeutung des demütigen „Patriarchen von Bethel“

Ein „Heiliger“ im evangelischen Sinne, aber, wie Theodor Heuss meint, „bei aller menschlichen Güte kein bequemer Zeitgenosse, er wollte es auch nicht

sein, ein unablässiger Dränger, der schroff sein konnte in dem unbedingten und rücksichtslosen Freimut seines Auftretens“; das sei Friedrich von Bodelschwingh gewesen. Kurt Pergande, der den bewegenden Band „Der Einsame von Bethel. Vater Bodelschwingh und die Geschichte seines Werkes“ (Stuttgart 1953, 5. Aufl. 1962) verfasst hat, nennt „seine Zurückhaltung, seine Bescheidenheit und Demut“ (S. 10). Doch das schließt sich nicht aus. Theodor Heuss beschreibt in Übereinstimmung mit so manchem Zeitgenossen Friedrich von Bodelschwinghs diesen, dass „der Eindruck seines Äußeren [...] vielen unvergesslich geblieben [ist]: der schwere, leicht gebückte Mann mit der wunderbaren hohen Stirn und dem durchfurchten Gesicht“; er sah aus „wie ein alter Seemann, der viel von der Welt geschaut. Eine feste Energie prägte sich in dem kantigen Kopf. Die Augen aber blickten in einer ruhigen Kraft.“ Das ist „Vater Bodelschwingh“, wie diese väterliche Persönlichkeit voll Liebe und Respekt von so vielen genannt wird. Dabei lehnt dieser Christuszeuge und Wohltäter der Menschheit, der zudem ein Original ist, stets einen „Personenkult“ ab. Dafür ist er viel zu bescheiden. Jegliche Eitelkeit liegt ihm fern. Er strahlt Güte aus.

Einige Erlebnisse sind es, die Friedrich von Bodelschwingh zu dem formen, zu dem er dann wird. Da ist zum einen die Revolution von 1848, die dem gerade 17-Jährigen zeigt, wie brüchig die weltliche Ordnung ist. Nur wenige Jahre später geht sein Vater heim. Bodelschwinghs Gottvertrauen ist gefragt. Und dieses hat er schon damals. Nicht übergangen werden dürfen die Jahre seines Studiums in Basel, Erlangen und Berlin. In diese Zeit fallen ja auch seine Besuche bei Werken der Inneren Mission und die Begegnungen mit geradezu legendären Persönlichkeiten der Inneren wie der Äußeren Mission, etwa Christian Friedrich Spittler und Joseph Josenhans in Basel, Johann Christoph Blumhardt in Bad Boll und Wilhelm Löhe in Neuendettelsau. Da geht Friedrich von Bodelschwingh auf, wie Gottes Reich sich ausbreitet durch solche Dienste. Er erlebt in seinen Jahren als Auslandspfarrer in Paris große Armut und himmelschreiendes Elend; einen wenn auch nur leichten Vorgesmack hat er davon bereits durch verwahrloste und verelendete Arbeiter während seiner Zeit als Gutsverwalter in Hinterpommern bekommen. Und schließlich ist an das „Sterben der vier seligen Kinder“ während seines Pfarrdienstes in Dellwig zu erinnern, als der Tod zu Beginn des Jahres 1869 diese innerhalb von zwei Wochen hinwegrafft.

Mag dieses Erleben Friedrich von Bodelschwinghs auch, wie Hartmut Lehmann meint, sich zu „einem einfachen und klaren Weltbild zusammen [gefügt]“ haben, so braucht dieses ja noch lange nicht schon falsch zu sein. Zutreffend ist doch, dass Arme und Reiche (gemeinsam) auf dem Weg zum nahenden Reich Gottes sind, heißt es doch beim Apostel Paulus: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen“ (Römer 13,13). Beide haben diese Hoffnung, die unabhängig von den jeweiligen sozialen Unterschieden ist.

Bodelschwingh kritisiert nicht nur den sündigen Lebenswandel der Armen, sondern nicht weniger den der Reichen, deren Aufgabe es ist, sich der Not der Armen anzunehmen. Um 1870/71 – Bodelschwingh ist noch Pfarrer in Dellwig und Feldgeistlicher – ist er der Ansicht, die sozialen und moralischen Probleme, welche für Bodelschwingh letztlich in mangelndem Glauben liegen, würden durch eine nationale Einigung, getragen von christlicher Erweckung, auch zu mehr sozialer Gerechtigkeit führen. Diese Überlegung Bodelschwinghs ist wohl richtig, aber die Hoffnung Bodelschwinghs erfüllt sich so nicht. Für Bodelschwingh ist soziale Not in erster Linie durch Mangel an Frömmigkeit und Sittlichkeit verursacht. Das gilt für den Einzelnen wie für das Volksganze, weshalb ihm nicht allein an der Seelsorge, sondern auch an christlichen Volksfesten und Volksschulen liegt, um den geistlichen und dadurch den sittlichen „Grundwasserspiegel“ zu heben.

In Bethel wirkt Friedrich von Bodelschwingh trotz aller persönlichen Bescheidenheit und Demut durch sein beständiges Vorwärtsdrängen wie ein „Patriarch“. Doch wer wollte, ja wer konnte ihm denn widersprechen? Wer ihm das Wasser reichen? Angesichts seiner Leistung und seines Gottvertrauens doch wohl keiner. Solches Ansinnen wäre geradezu vermessen. Bodelschwinghs Mitgefühl scheint grenzenlos. Aufgrund seiner durch den Glauben gewirkten Empathie hilft er, wo immer Not am Mann ist, weshalb ja, wie bereits deutlich geworden ist, zu Bethel noch so manches dazukommt, gibt es doch zwischen 1880 und 1910 fast nichts im diakonisch-missionarischen Bereich, an welchem Bodelschwingh nicht in irgendeiner Form beteiligt ist.

Zu der starken, durch den Glauben gewirkten Empathie kommt bei ihm das unabhängige Urteil, welches „Patriarchen“ eigen sein mag. Ein stürmischer Neuerer, der Bisheriges einfach ungeprüft abschaffen will, wie dies so manche der letzten Jahrzehnte wollten, ist Bodelschwingh nicht. Bewährtes führt er durchaus fort, wie sich an seiner Arbeit in Bethel zeigt. Doch von ihm als richtig und notwendig Erkanntes führt er dann aus, ohne sich vom Ziel abbringen zu lassen, und sei dies nur in kleinen Schritten möglich. Sein beharrlicher Einsatz für die Wanderarmen trotz aller Rückschläge und der Bau für Arbeiterwohnungen zeigen dies auf. Geirrt hat Bodelschwingh denn auch selten.

Bodelschwingh gelangt indes im Laufe der Zeit zur Überzeugung, dass fromme Christen durch ihre Hilfsbereitschaft die Not der Armen zu lindern vermögen, der Staat den Armen gegenüber aber auch eine Verpflichtung habe, der er sich keinesfalls entziehen dürfe. Nicht umsonst steht er in Kontakt mit den Hohenzollern und lässt sich mit über 70 in den preußischen Landtag wählen. Deshalb ist, so Bodelschwingh, zum einen „auf dem Wege der Liebe und des Erbarmens“ und zum andern „aber auch auf dem Wege weiser Gesetzgebung das Los der Armen, Kranken und des kleinen Mannes [zu] verbessern“. Deshalb ruft er seine Mitchristen zu Taten der Nächstenliebe auf, damit sie

dadurch ihr Christsein zeigten. Doch er erinnert auch den Staat an seine Pflicht an den in Not geratenen Staatsbürgern.

Neben dem fast grenzenlosen missionarisch-diakonischen Engagement zeichnet Friedrich von Bodelschwingh auch eine eindeutige Parteinahme für die Konservativen und später auch für die Christlich-Sozialen um Adolf Stoecker aus. Bei ihnen, wie bei den herrschenden Hohenzollern, sieht er seine Anliegen am besten vertreten. Für einen Aristokraten, der zudem seit Kindertagen über gute Kontakte zu den Hohenzollern verfügt, mag diese Option nicht einmal überraschen, so wenig wie die bereits mehrfach erwähnte Ablehnung der Liberalen und Sozialisten. Hartmut Lehmann meint wohl, bei dieser Ablehnung sei Bodelschwingh voller Vorurteile und Klischees gewesen. Doch stellt sich die Frage, ob dem tatsächlich so ist. Als überzeugtem Christen, der zudem aus der westfälischen Erweckung kommt, ist Bodelschwingh freilich die tiefe Verschiedenheit und damit die Geschiedenheit von christlichem Glauben und Liberalismus und erst recht von Sozialismus bekannt. Für ihn können Christen nicht Sozialisten sein. Religiöse Sozialisten, die es später gibt, sind für ihn sicher undenkbar. Christlicher Glaube und Sozialismus sind nicht harmonisierbar; sie schließen sich gegenseitig aus und sind ein Widerspruch in sich.

Es mag sein, dass Bodelschwingh das Kaiserhaus zu positiv und damit nicht richtig einschätzt. Wilhelm I. habe in sozialpolitischer Hinsicht wenig bewegt, Friedrich III., der einstige Spielkamerad Bodelschwinghs, sei bei den Liberalen anzusiedeln und Wilhelm II. sei politisch sprunghaft gewesen, was Bodelschwingh aber entgangen sei, so Hartmut Lehmann. Doch daraus und aus der erwähnten Ablehnung von Liberalismus und Sozialismus und damit auch der Sozialdemokratie und dem Umstand, dass Bodelschwingh nicht bewusst auf diese zugegangen sei, mangelnde politische Weitsicht abzuleiten, wie dies Hartmut Lehmann tut, dürfte nicht zutreffen. Friedrich von Bodelschwingh sieht darin den christlichen Glauben bedroht. Eine Nähe zu diesen hätte wohl das Aufblühen Bethels verhindert und damit wäre diese „Stadt der Barmherzigkeit“ und „Stadt des Erbarmens“ nie entstanden, denn Barmherzigkeit und Erbarmen kennen Liberalismus und Sozialismus nicht. Um ihre Mitmenschen in der Nähe und in der Ferne besorgte Christenmenschen haben im Positiven weitaus mehr bewegt als Liberale und Sozialisten. Überzeugte Christen hinterließen und hinterlassen eine Segensspur, überzeugte Sozialisten hingegen eine Blutspur, wie die Geschichte zeigt. Bodelschwinghs Nähe zu den Konservativen ist, unter politischem Blickwinkel betrachtet, geradezu die Voraussetzung für den Aufbau der Bodelschwinghschen Anstalten.

Was bleibt? Mehr als die Anerkennung dessen, dass Friedrich von Bodelschwingh aus allerkleinsten Anfängen innerhalb von knapp vier Jahrzehnten das größte diakonische Werk der Welt aufgebaut hat. Überzeugend und vorbildlich, aber nicht zu kopieren, sind sein lauterer Wesen und sein reiner Cha-

rakter, dem Taktieren und Schielen auf Erfolg fremd sind und der wohl deshalb Erfolge vorweisen kann, weil er als gehorsamer Diener Christi nicht auf Anerkennung und Erfolg schielt, sondern geistgewirkte Frucht sucht. Als Pastor der Zionskirche wird er zum Anwalt der Notleidenden in Deutschland und aller Welt. Nach seinem Abscheiden geht das Werk an seinen Sohn Friedrich über und im Sinne des Vaters weiter – und wächst weiter.

B. Ein Sohn: Pastor Fritz (1877-1946)

I. Frühe Jahre

Am 4. August wird Friedrich von Bodelschwingh als jüngster Sohn der Eheleute Friedrich und Ida von Bodelschwingh in Bethel geboren. Vier Kinder haben die Eheleute 1869 verloren, vier werden ihnen danach geschenkt, drei Söhne: Wilhelm, Gustav und Friedrich, und die Tochter Frieda. Friedrich wächst in der Gemeinschaft epileptischer Kinder auf. Als eine „helle Kindheit“ beschreibt er im Rückblick sein Aufwachsen in Bethel (Friedrich von Bodelschwingh, Sohn, „Aus einer hellen Kinderzeit“). Von der Autorität seines Vaters wird er nachhaltig geprägt. Bleibende Eindrücke erhält er in Bethel durch die Gemeinschaft der Gesunden und Kranken. Er studiert Theologie von 1896 bis 1899 in Bonn, Basel, Tübingen und Greifswald. Dadurch erhält er Verbindung zu Hermann Cremer und vor allem zu Adolf Schlatter, mit dem ihn bis zu dessen Abscheiden 1938 eine enge Freundschaft verbindet. Seine zarte körperliche Konstitution und vor allem seine wissenschaftliche Begabung und Neigung legen die akademische Laufbahn nahe, wozu ihm Adolf Schlatter auch rät. Doch er ist, abgesehen von seinen Studienjahren und seinem Kirchendienst 1903 als Pastor an Reinoldi in Dortmund, immer in Bethel. So wächst er als Assistent seines Vaters in den Dienst hinein. Es ist eine gewaltige Lebensaufgabe, die Nachfolge von „Vater Bodelschwingh“ anzutreten.

II. Betheler Jahre

Nachdem der Vater am 2. April 1910 die Augen in dieser Welt für immer geschlossen hat, übernimmt Friedrich von Bodelschwingh im Alter von 33 Jahren die Leitung der Anstalt und wird diese für 35 Jahre haben. Genauer muss man sagen: Er übernimmt die drei „Korporationen“ Bethel, Sarepta und Nazareth, die 1921 im Anstaltsbund von Bethel, Sarepta und Nazareth mit Bethel-Mission und Theologischer Schule zusammengefasst werden. Freilich, es ist nicht leicht, das Erbe eines solchen Vaters zu übernehmen. Doch wächst er in die ihm gestellte Aufgabe hinein. Die wenigen ruhigen Jahre vor dem Ersten Weltkrieg ermöglichen es ihm, seinen eigenen Stil zu finden. Wohl ist er dem Vater kongenial. Doch versucht er nie, ihn nachzuahmen, weil er darum weiß, dass dies nicht gelingen kann – „der Vater ist es eben doch nicht“ –, und wird

ihm dennoch im Lauf der Jahre immer ähnlicher. Als Prediger, Seelsorger und Vermittler zwischen verschiedenen Positionen vermag er sich Achtung zu verschaffen. Im Unterschied zum Vater, der als gütiger „Patriarch“ die Geschicke Bethels leitete, nimmt der Sohn die Leitung mehr kollegial wahr und richtet dafür eigene Gremien ein. Er leitet, ohne zu herrschen. Dass er Führungsqualität hat, geht aus dem gewaltigen Aufschwung, welchen Bethel unter ihm erfährt, hervor. Und dennoch bewährt sich „Pastor Fritz“, wie er liebevoll genannt wird, in erster Linie in mündlicher und schriftlicher Verkündigung sowie in Begegnungen mit Menschen. All das ist mit statistischen Nachweisen freilich nicht erfassbar. Güte und Heiterkeit kennzeichnen ihn, sowie Achtung und Respekt vor jedem. Mit den Allerschwächsten verständigt er sich durch die Sprache der Gebärden. Er ist sich nicht zu schade, um sich zu ihnen herab zu begeben. Konzentration zeichnet ihn aus. Unter Zeitdruck stehend nimmt er dennoch den einzelnen wahr und leiht ihm sein Ohr: „In dieser einen Minute konnte er zuhören.“ Gleich seinem Vater ist er ein großer Erzähler. Als Prediger vermag er den schlichtesten Epileptiker und den hochgebildeten Akademiker gleichermaßen anzusprechen.

Aber es ist beachtlich, was „Pastor Fritz“ im Ausbau von Bethel zu leisten vermag. Immer wieder neue Aufgaben geht er an. Er lässt neue Pflegeheime errichten. Sie sollen eine bessere Differenzierung der Kranken ermöglichen. Zweiganstalten wie Eckardtsheim werden gebaut und ausgebaut. Die Theologische Schule wird erweitert; ebenso die Arbeit der Bethelmission, wiewohl diese nach dem Ende des Ersten Weltkrieges auch Einschränkungen zu verkraften hat; Friedrich von Bodelschwings d. J. älterer Bruder Gustav, der im Missionsdienst steht, muss zurückkehren und wird westfälischer Landpfarrer. Die Anstalten erfahren einen kontinuierlichen Ausbau; zusätzliche Akzente werden gesetzt. Ein breitgefächertes Schulwesen mit Aufbauschule für Jungen und Mädchengymnasium entsteht als ein „Dienst an der gesunden Jugend“. Erwachsenenbildung, vornehmlich für Landwirte, wird in der Heimvolkshochschule Lindhorst betrieben. Ab 1928 geschieht die Umschulung junger Arbeitsloser im Sigmarshof und in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit richtet „Pastor Fritz“ 1931 einen „freiwilligen Arbeitsdienst“ ein. Nach dem Ersten Weltkrieg geht es um die Fürsorge für Deutsche in der Fremdenlegion. Bodelschwings Einsatz gilt den Auswanderern nach Südamerika und den Russlandflüchtlingen. Mit Nachdruck wird die Betreuung der Nichtsesshaften betrieben.

Die Arbeitstherapie, bei welcher bereits sein Vater bahnbrechend war, wird „nach noch heute modernen Gesichtspunkten weitergeführt“ (Gerhard Ruhbach 1992, ELThG, I, S. 289). Gerade die Verbindung von Medizin und Theologie zeigt dies an. Durch die Arbeitstherapie wird der Kranke von einem Objekt der Pflege zu einem Mitarbeiter im Reich Gottes. Das hat auch bereits „Vater Bodelschwing“ gewollt. Die medizinische Forschung besonders bei

Epileptikern wird vorangetrieben. Bethel wird führende Forschungsstätte für die Behandlung der Epilepsie. Die ärztliche Arbeit allgemein wird ausgebaut. Ganz neu blüht die Schriftenmission auf.

Das Werk wächst und ist riesig. Freilich stagniert der Aufbau während der beiden Weltkriege. Dass es damit leicht zu einem großen „Sozialbetrieb“ werden kann, dessen ist sich Friedrich von Bodelschwingh d. J. durchaus bewusst. Doch er weiß der „Entartung“ zum „Großbetrieb“ dadurch zu wehren, indem die barmherzige Liebe zu den Elendesten Mittelpunkt der ganzen Gemeinde ist. Bethel versteht sich denn auch, obschon sie als große Kranken- und Behindertenstation erscheinen mag, weitaus mehr als das – als Gemeinde Jesu Christi.

III. Nationalsozialistische Schreckensherrschaft und Zweiter Weltkrieg

Friedrich von Bodelschwingh d. J. erscheint als der geeignete Repräsentant des bekenntnisgebundenen Protestantismus. Deshalb wählen ihn Repräsentanten der Landeskirchen am 27. Mai 1933 zum Reichsbischof der Deutschen evangelischen Kirche. Dieser sieht sich jedoch in seiner bescheidenen Art eher als Reichs-Diakon. Bodelschwingh Einstellung zeigt sich an seiner Aussage: „Seinen Inhalt soll das Amt bekommen durch seinen Willen, der nicht herrschen, sondern dienen möchte in der demütigen Nachfolge.“ Durch die Einsetzung des Juristen und Nationalsozialisten August Jäger durch die Nationalsozialisten zum Staatskommissar für die preußische Landeskirche wird der Druck auf Friedrich von Bodelschwingh dermaßen groß, dass er sich gezwungen sieht, bereits nach 27 Tagen das Amt zur Verfügung zu stellen und Hitlers Vertrautem, dem Königsberger Militärpfarrer Ludwig Müller, zu weichen. Aber Bodelschwingh bleibt der heimliche Bischof der Kirche, bei dem viele um Rat nachfragen. Bodelschwinghs Platz im „Kampf um die innerlich freie Kirche des Evangeliums“ nach 1933 ist in der „Bekennenden Kirche“, wobei er sich im beginnenden Kirchenkampf zurückhält, wohl vor allem deshalb, um Bethel nicht unnötig zu gefährden. Innerhalb der Bekennenden Kirche wird er mehr als Mahner und Vermittler der einzelnen Flügel wahrgenommen. Er bleibt auch während des weiteren Kirchenkampfes im Hintergrund, stellt aber Bethel immer wieder für Gremien der Bekennenden Kirche zu Verfügung. Er arbeitet als Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft der missionarischen und diakonischen Werke der DEK“ mit, in welchem sich die Evangelische Kirche in Deutschland vorab bildet, welche dann nach Kriegsende der württembergische Landesbischof Theophil Wurm (1868-1953) vorantreibt und deren erster Ratsvorsitzender wird.

Die reservierte Haltung Bodelschwingh im Kirchenkampf weicht indes, als gleichzeitig mit Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 die Aktion „Gnadentod“ von Hitler angeordnet wird und Bodelschwingh da-

durch zu Recht das Leben der Kranken bedroht weiß. Pastor Paul Braune, der Anstaltsleiter von Lobetal, reicht in Berlin seine Protestdenkschrift ein. Die grünen Meldescheine, welche die Nationalsozialisten nach Bethel schicken, damit diejenigen darauf registriert werden, die nach der nationalsozialistischen Ideologie eine „Last und nicht ein Nutzen sind“, werden auf Anweisung Bodelschwings nicht ausgefüllt. „Nur über meine Leiche bekommen die Nationalsozialisten einen unserer Kranken heraus“ – mit diesen mutigen Worten stellt sich Bodelschwingh d. J. den nationalsozialistischen Staatskommissaren entgegen und weigert sich in zähen Verhandlungen, Kranke aus Bethel abholen zu lassen. Durch seinen Widerstand rettet er nicht allein Kranke in Bethel, sondern erreicht zusammen mit Pastor Paul Braune (Lobetal), Landesbischof Theophil Wurm (Württemberg), dem katholischen Münsteraner Bischof Graf Clemens August von Galen (1878-1946) und anderen, dass die begonnene Ausmerzung sogenannten unwerten Lebens, euphemistisch als „Euthanasie“ bezeichnet, abgebrochen wird.

In der Zeit des Kirchenkampfes entsteht 1938 das Passionslied „Nun gehören unsre Herzen ganz dem Mann von Golgatha“ (EG 93, im EKG war es nicht enthalten). Dieses auch heute in der christlichen Gemeinde noch beliebte und gern gesungene Lied schreibt Pastor Fritz zu einem Karfreitagsgottesdienst. Gesunde und Kranke singen es in der Zionskirche auf die Melodie des Liedes „Herz und Herz vereint zusammen“ (EG 251, EKG 217) des Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700-1760) mit einer Melodie aus dem 17. Jahrhundert. Die heutige Melodie für dieses Lied ist von 1949 und stammt von dem aus Cleebrown (Württemberg) kommenden Pfarrersohn Richard Lörcher (1907-1970), der eine Bläserausbildung bei Johannes Kuhlo (1856-1941), dem „Posaunengeneral“ und langjährigen Vorsteher des Diakonenhauses Nazareth, machte, ab 1932 als Betheler Diakon in Steinhagen bei Bielefeld und von 1946 bis zu seinem frühen Heimgang 1970 Posaunenwart beim CVJM-Westbund war.

IV. „Pastor Fritz“ kurze Wirksamkeit nach dem Zweiten Weltkrieg und sein Heimgang

In den Kriegsjahren 1943 bis 1945 fallen Bomben auf Bethel und zerstören nicht allein einige Häuser, sondern auch Menschenleben. Auch das Diakonissenhaus Sarepta wird stark beschädigt. Bodelschwingh, der seit 1933 nur noch eine halbe Lunge hat, ist gesundheitlich geschwächt. Doch außer für den Wiederaufbau Bethels setzt er seine abnehmenden Kräfte für die Einigung der Kirche bei der Konferenz von Treysa am 31. August 1945 ein, sowie für einen ersten „Suchdienst“ und für die Versorgung von Vertriebenen. Seine letzte öffentliche Handlung ist die Predigt in der Christvesper 1945: „Der Herr der Welt der tausend Traurigkeiten, er will uns alle trösten“. Am 4. Januar 1946 geht Friedrich von Bodelschwingh d. J. als todkranker Mann mitten im

Wiederaufbau des noch schwer kriegsgeschädigten Bethels heim. Auf seinem Grab liegt auch ein Kranz der britischen Rheinarmee mit der Aufschrift: „In liebendem und ehrendem Gedenken an einen großen Heiligen Gottes“. Seine Betheler Aufgaben übernehmen, da Friedrich von Bodelschwingh d. J. keine Kinder hinterließ, Pastor Rudolf Hardt (+1959) und Bodelschwings Neffe, der Sohn seines ältesten Bruders Wilhelm, der ebenfalls Friedrich heißt, gemeinsam, nachdem die „Abholung geschah“, wie sich Bodelschwings Frau Julia, geborene von Ledeburg, ausdrückte, mit der er seit 1911 verheiratet war. In der Leitung der von Bodelschwingschen Anstalten folgen dann die Pastoren Alex Funke (1968-1979) und ab 1979 Johannes Busch.

C. Ein anderer Sohn: Gustav von Bodelschwingh (1872-1944) – Missionar und Landpfarrer

Am 3. November 1872 wird den Eheleuten Friedrich und Ida von Bodelschwingh als zweiter Sohn der zweiten vier Kinder Gustav geboren. Die Familie hat Dellwig, wo zu Beginn des Jahres 1869 die vier ersten Kinder heimgegangen sind, bereits verlassen und Friedrich von Bodelschwingh hat seine Aufgabe an der 1867 gegründeten „Rheinisch-Westfälischen Anstalt für Epileptische“ und am 1869 gegründeten Diakonissenhaus Sarepta begonnen und wird in den folgenden knapp vier Jahrzehnten aus diesen kleinen Anfängen „Bethel“, eine ganze „Stadt der Barmherzigkeit“, aufbauen.

Den ersten Schulunterricht lässt „Vater Bodelschwingh“ seinem Sohn Gustav von einem Anfallskranken erteilen. Gustav erlebt die Tätigkeit des Vaters bis ins Detail. „Die Versenkung in die Schrift mit anderen und für andere erhält ihn frisch in dem Gedränge der äußeren Arbeit.“ Sein Vater wünscht: „Gebt ihm die Leitung der Mission.“ Doch das Ende des Ersten Weltkriegs bedeutet auch das Ende seiner Tätigkeit als Missionar in Ostafrika. Deshalb kommt er nach Westfalen zurück. Er wird Landpfarrer in Dünne bei Bünde, das in nicht allzu weiter Ferne von Bethel liegt. Und er wird zum Biografen seines Vaters. Seine 1922 erschienene, nur über den Pfennigverein zu beziehende umfangreiche Biografie: „Friedrich v. Bodelschwingh. Ein Lebensbild“, die in den Folgejahren viele Auflagen erfährt, zählt zum Bedeutendsten, was über „Vater Bodelschwingh“ verfasst wird.

Als Landpfarrer greift er ein Anliegen seines Vaters auf, mit welchem dieser bei all seinen Vorhaben den geringsten Erfolg hatte: Für jede Familie ein eigenes Haus. Dieses soll nach der Vorstellung Gustav von Bodelschwings weitgehend in Eigenarbeit erbaut sein. Dabei kommen ihm Erfahrungen aus seiner Zeit in der Mission zugute. Aus seinen afrikanischen Erfahrungen bringt er eine Lehmbauweise mit, welche er hiesigen Verhältnissen anpasst. Er gründet den „Verein Heimstätte“ und eine „Siedlerschule“. Im 72. Lebensjahr geht Gustav von Bodelschwingh am 26. Februar 1944 heim.

D. Bethel nach „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“

Nachdem im Zweiten Weltkrieg mehrere Häuser mit etwa 1.100 Betten durch Bomben zerstört wurden, muss nach dem Krieg eine intensive Aufbauarbeit beginnen. „Pastor Fritz“ kann diese, bereits schwer krank, nur noch zu Anfang betreuen. Diese ist jedoch unter den Nachfolgern in der Leitung des Werkes gut vorangekommen. Das Werk ist weiter gewachsen und tut dies bis zur Gegenwart. Viel Gutes wird dort bewirkt. Ob noch der Geist der Bodelschwinghs herrscht, wird durchaus in Zweifel gezogen. Zu bedenken ist dabei, dass 1969 mit Friedrich von Bodelschwingh, dem Enkel des ersten Leiters, „Vater Bodelschwingh“, der letzte Bodelschwingh das Werk verließ. Die Erweckten des Minden-Ravensberger Landes und auch darüber hinaus, die teils als Diakonissen, die zwischenzeitlich ganz allgemein am „Aussterben“ sind, und als Diakone in und für Bethel tätig wurden, gibt es so nicht mehr. Das Diakonissenhaus „Sarepta“ und das Diakonenhaus „Nazareth“ haben schon bald nach ihrer Gründung eigene Krankenpflegeschulen aufgebaut. Ob sich geistlich gleichwertiger Ersatz eingefunden hat, mag infrage gestellt werden. Im Gegensatz zu Bodelschwingh Vater und Sohn mag inzwischen längst das Wohl vor dem Heil rangieren.

Abschließend seien einige Neugründungen nach dem Zweiten Weltkrieg genannt und sei auf die zahlenmäßige Entwicklung des Werks eingegangen.²

Die 1906 aus der bis dahin in Berlin ansässigen „Evangelische[n] Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ hervorgegangene „Bethelmission“ schließt sich 1970 mit der Rheinischen Mission zur „Vereinigten Evangelischen Mission“ (VEM) zusammen. 1963 entsteht die Mamre-Schule für epileptische Kinder; zu Beginn der 1990er-Jahre hat sie 180 Schüler in 18 Klassen bei 40 Lehrern, worunter auch Teilzeitbeschäftigte sind. Die heutige Evangelische Fachhochschule Bochum wird 1964 als Heilpädagogisches Institut zur diakonischen Spezialausbildung gegründet. 1967/68 wird die Zweiganstalt Homborn bei Hagen vornehmlich für Epileptiker eingerichtet. Und 1970 wird mit der Patmoschule eine Sonderschule für geistig Schwerstbehinderte mit etwa 40 Schülern in vier Gruppen mit zehn Lehrkräften aufgebaut.

Zu Beginn der 1990er-Jahre werden in Betheler Anstalten circa 8.700 Menschen, davon circa 2.000 epileptische und 900 psychiatrisch Kranke, 350 geistig Behinderte, 800 Nichtsesshafte, 250 in der Jugendhilfe Versorgte, 1.100 akut Kranke, 600 Senioren, 2.000 Schülerinnen und Schüler, 450 Studenten und Studentinnen betreut. Bethel hat etwa 5.800 Bettenplätze. Zur Korporation Nazareth gehören zu Beginn der 1990er-Jahre 712 Diakoninnen und Diakone (davon 527 aktiv, 185 im Ruhestand, außerdem 159 Diakonenschülerinnen und

² Leider stehen mir keine neuen Angaben zur Verfügung, sondern lediglich die von Gerhard *Ruhbach* in LThG, I, S. 240f. von 1992 genannten. Die beeindruckende Größe des Werks dürfte sich aber leicht auch aus diesen veralteten Angaben ersehen lassen.

-schüler). Zur Korporation Sarepta zählen ebenfalls zu Beginn der 1990er-Jahre 725 Diakonissen (davon 150 aktiv, 575 im Feierabend), 320 Ravensberger Schwestern (davon 167 aktiv, 153 im Ruhestand), etwa 100 Schülerinnen. Die Gesamtzahl der in den von Bodelschwingschen Anstalten tätigen Mitarbeiter beträgt Anfang der 1990er-Jahre etwa 9.230 (inclusive der Teilzeitbeschäftigten; davon gehören 443 zu Nazareth und Sarepta); von ihnen arbeiten rund 7.200 in Bethel selbst, unter ihnen etwa 40 Theologen, 270 Ärzte, 200 Lehrerinnen und Lehrer. Hinzu kommen die Lobetal-Hoffnungstaler Anstalten bei Berlin mit Anfang der 1990er-Jahre 1.134 betreuten Menschen (100 epileptisch Kranke, 642 geistig Behinderte, 392 Senioren), also 1.134 Bettplätze und 764 Mitarbeiter.

Beeindruckend liest sich das. Und wenn die von Bodelschwingschen Anstalten mit all ihren Arbeitsgebieten und Außenstellen auch nicht mehr den Geist von „Vater Bodelschwingh“ und „Pastor Fritz“ atmen sollten, so geht dennoch reichlich Segen von ihnen aus, da so gelegte Segensströme nicht so einfach versiegen und diese Segensspuren vom Wind der Geschichte nicht einfach zugeweht werden.